

Rede zur Vernissage der Sonderausstellung "Willi Hersche" : "Museum Appenzell", 12. Februar 2000

Autor(en): **Doerig, Roswitha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Innerrhoder Geschichtsfreund**

Band (Jahr): **43 (2002)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405384>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rede zur Vernissage der Sonderausstellung «Willi Hersche» («Museum Appenzell», 12. Februar 2000)

Roswitha Doerig

Die «Gönteles» waren eine weltoffene Familie. Noch jung an Jahren, durfte Willi an eine berühmte Kunstakademie in London. Viele Jahre später hat er im Zusammenhang mit einer Vernissage meinen Lebenslauf gelesen und entdeckt, dass wir den gleichen Lehrer hatten, den Schotten Ian MacNab. Er war ein bekannter Maler und Kupferstecher – und ein strenger Lehrer.

In seinem Buch über das Zeichnen schreibt Ian MacNab: «Schauen, was ich zeichnen will – und nicht zeichnen, was ich sehe». Also nicht einfach abzeichnen, was ich vor der Nase habe. Jede gute Zeichnung muss eine Komposition sein. Komposition heisst: Vorher durchdenken. In gewisser Ordnung die Formen aufs Papier bringen. Das Gleichgewicht der Formen suchen. Alles muss im Bilde stimmen. Mit Disziplin alles Unnötige weglassen.

(Hier zeige ich das Bild von Schloss und «Chlösterli»). Zum Beispiel dieser Stich. Willi Hersche war es ein Anliegen, die schönen Formen des Schlossbaus zu zeigen – und die horizontale Lieblichkeit des «Frauechlösterli». Souverän hat er den riesigen Baum davor weggelassen (Heute steht er nicht mehr.). Auch die damalige Reparaturbedürftigkeit zeigt er nicht. Dieses Winterbild, ohne Sonne – ein Tag wie heute – ist wie verklärt und strahlt eine grosse Ruhe aus.

Das Auge muss im Bilde wandern können, ohne von unwichtigen Details aufgehalten zu werden. In allen Zeichnungen, also Stichen, von Willi Hersche findet man dieses Suchen nach der Harmonie. Sie sind kein Abklatsch der Natur, aber Wiedergabe eines persönlichen Erlebnisses des Gesehenen. Weiter in seinem Buch sagt Professor Ian MacNab: «Der Laie ist versucht, ein Bild als schön oder nicht schön einzustufen, je nach Wahl des Objektes.» Also wäre ein kitschig-farbig gemalter Fählensee ein schöneres Werk als ein schwarz-weisser Stich von einem unscheinbaren kleinen Haus in Sonnenhalb. Kunst ist mehr als hässlich oder schön. Es gibt Leute, die denken, ein Bild, ausgeführt mit viel technischem Können, wäre Kunst. Kunst aber kommt nicht von Können, ganz bestimmt nicht von technischem Können.

Eine Zeichnung kann von grösserem Interesse sein als der Gegenstand selber. Beispiel: Hände und Arme von Rubens. Sie sind verklärt – wie Schloss und «Chlösterli». Willi Hersche ist in seinen Arbeiten streng und anspruchsvoll. Streng und anspruchsvoll ist er auch mit sich selber und andern. Was ihn von denen, die auf dem gleichen Gebiet und der Malerei schaffen, oft hat sagen lassen: «Das sind alles Pfuscher.» Er selber hat sich an den grössten Vorbildern gemessen. Was nicht heisst, er hätte sie kopiert. Er zeigte grosse Bewunderung für Leonardo da Vinci (ihn auch als Naturwissenschaftler), für Albrecht Dürer, Rem-

brandt, Altdorfer und ganz besonders für die französischen Kupferstecher Meryon und Bickel – und nicht zuletzt auch für die japanischen Holzschnitte von Hokusai und Hiroshige.

Er hat die japanische Kultur bewundert und hat versucht, Japanisch zu lernen. Nur aus einem Buch zu lernen, das ist ein Ding der Unmöglichkeit, denn in den asiatischen Sprachen kann das gleiche Wort, wenn es leicht anders betont wird, etwas ganz anderes bedeuten. Gross war unser Erstaunen anlässlich eines Besuches zusammen mit einer Freundin von «Maidonnelli», welche Chinesisch lernt. Onkel Willi steht auf und bringt ein chinesisches Sprachlehrbuch – genau das gleiche, wie es in der Schule von Paris zur Anwendung kommt. Und das in der so genannten Abgeschlossenheit an der Sonnhalde. Abgeschlossenheit heisst nicht weltfremd. Willi Hersche ist weltoffen gewesen, offener als viele, die wild darin herumfliegen. Seine Interessen waren unwahrscheinlich vielseitig. Alles, was mit Kupferstechen zu tun hatte, hat er gesammelt. Briefmarken und alte gestochene Banknoten.

Schon früh hat ihn die Fotografie fasziniert. Er hat an Fotowettbewerben teilgenommen. Ich erinnere mich, als ich fünf- oder sechsjährig war, da hat er mich oft fotografiert, aber nicht einfach drauflos geknipst. Das Beispiel zeigt: Schulterfront, Kopf, Profil – wie bei den alten Ägyptern. Ich stelle mir vor: Ich habe die Milchzähne verloren und hatte eine Zahnücke und eine zu grosse Nase für das Kindergesicht, die aber später «genau schön ins Gesicht» passe, wie er sagte. Also auch hier die Sorge um die Ästhetik. – Solch einen Onkel zu haben, der sogar einem Kind ein Selbstwertgefühl geben kann, tut gut. Künstler, die in aller Stille schaffen, tun der Menschheit gut. Es zeigt sich wieder, dass nicht die laut Schreienden die Besten sind.

In Willi Hersches Werk ist nichts mittelmässig gewesen. In grosser Konsequenz ist er, in seiner fast mönchischen Abgeschlossenheit, bis zum Letzten vorgestossen. Theresia von Avila hat gesagt: Mönche sind die Fahnenträger in der Schlacht. Sie kämpfen nicht, sie taten nicht. Sie tragen die Fahne.

Über den Künstler Willi Hersche und die ihm gewidmete Ausstellung: Roland Inauen, in: IGfr. 42 (2001) 231-233.

Weiter: Walter Koller, ein stiller Künstler unter uns, in: AV 1969, Nr. 113; -li, Willi Hersche+. Ein achtbarer Künstler, in: AV 1993, Nr. 24, *pd*, Kupferstecher Willi Hersche im Museum, in: AV 2000, Nr. 19 und App. Ztg. Nr. 35; Hans Jürg Etter, Das Werk von Willi Hersche, in: AV 2000. Nr. 25 und App. Ztg. Nr.37; Walter Koller, Dem Kupferhandwerk auf der Spur, in: AV 2000, Nr. 36; Stefan Füeg, Beim Einfärben gibts halt schwarze Hände, in: App. Ztg. 2000, Nr. 54